

»Dass es ›so weiter‹ geht, ist die Katastrophe« (Walter Benjamin)

1. Thessalonicher 5,1-6 (7-11), Drittlezter Sonntag des Kirchenjahres

9. November 2014:

**Gedenktag an die Novemberpogrome,
Beginn der Friedensdekade**

Predigtmeditation

von

Aline Seel und Rachel de Boor

1. Annäherung

Am 9. November 2014 beginnt die diesjährige Friedensdekade. Am 9. November 1938 begannen die Novemberpogrome. In den Nächten vom 9. bis 12. November 1938 wurden hunderte Menschen ermordet, verhaftet, mehr als 1400 Synagogen und Betstuben brannten, jüdische Friedhöfe, Geschäfte und Wohnungen von Jüdinnen und Juden wurden zerstört. Helmut Gollwitzer begann wenige Tage danach sein Predigen mit der Frage, ob uns nicht allen der Mund gestopft sei an diesem Tage. »Können wir heute noch etwas anderes als nur schweigen?«

Der diesen Satz durchdringende Ruf nach dem Auf- und Anhalten des Immer-so-weiter wird heute laut. »Befreit zum Widerstehen« – das Motto der Friedensdekade 2014 ist als Indikativ ein Zuspruch. Als Christenmenschen sind wir befreit zum Widerstehen – wir dürfen immer wieder neu die Hoffnung spüren und dann auch laut werden lassen, dass Tod und Gewalt nicht das letzte Wort haben. Die Welt sieht allzu oft nicht danach aus, aber die Hoffnung darauf ist da.

Kirchenjahr und Perikopenordnung haben ihre ganz eigene Art, uns in unserem Widerstand zu stärken, unsere Gewissheiten und Kontinuitäten zu unterbrechen. Das Kirchenjahr geht an seinem drittlezten Sonntag auf ein Ende zu – die Lesungen der rückwärts gezählten drei letzten Sonntage sind mit den Fragen nach den novissima, den letzten Dingen, verbunden: Tod, Jüngstes Gericht, Ewiges Leben. Erst also, wenn das Kirchenjahr vorbei ist, beginnt das ewige, das paradiesische Leben – als Ursprung und Ziel? Das Ewige Leben erscheint dem liturgischen Kalender folgend als Abbruch von Zeit und Ende von Zeitlichkeit. Die in seinem Rhythmus Lebenden, leben mit dem Benjaminschen Diktum: dass es so weiter geht, ist die Katastrophe. Erlösung ist nur als Unterbrechung des Kontinuums zu fassen. Benjamin nimmt mit der Figur der Unterbrechung eine biblische Figur auf, wie sie auch den 1. Thessalonicher-Brief prägt. Das angekündigte Gericht unterbricht das Geschehen – wenn auch auf ganz andere Art, als das Kirchenjahr unterbrochen wird. Gerichtsrede ist Gerechtigkeitsrede, sie weiß um die Versehrtheit der Welt. Sie ist gewahr, dass das »immer weiter« selbst als »immer besser« nicht die Lokomotive der Weltgeschichte hin zu einem guten Leben ist. Die Heilung einer Welt am Abgrund muss das Kontinuum anhalten – Benjamin weiß: Revolutionen sind die Notbremsen der Weltgeschichte.

Am 9. November das Gericht Gottes im 1. Thessalonicher-Brief vor Augen zu haben, lässt die Katastrophe kaum vergangen scheinen, macht die vergangenen Jahre zu Wimpernschlägen der Weltgeschichte. Und jedes Jahr und mit ihm jeder

Wimpernschlag wird zur Zeit versäumter Gerechtigkeit und verfehlter Umkehr. Dass es so weiter ging, war die Katastrophe.

In den November-Nächten wurden Torarollen aus ihren Schränken gezerrt und in Flammen gesetzt – eine Kulmination protestantischer Gesetzesfeindlichkeit. Der thüringische Landesbischof Martin Sasse brachte zum 10. November 1938, dem Geburtstag Luthers, eine Neuauflage von dessen grausamer Schrift »Von den Juden und ihren Lügen« heraus mit dem Titel »Weg mit ihnen« im Vorwort. Ist es nicht so, dass gerade die evangelischen Christ/innen in diesen Tagen mit aller Kraft das Gesetz Gottes verbrennen lassen mussten? Wie hätten sie sonst mit so hasserfüllter Grausamkeit sich gegen Israel als Gottes erster Liebe wenden können? Die Gerichtsankündigung Gottes ruft uns in sein Recht und somit in seine Tora, seine Liebes- und Gnadengabe. Sie ist sein Sehnsuchtsruf in seine versehrte Schöpfung hinein. Bewusst oder unbewusst in der Tradition christlicher Tora-Feindlichkeit lebend, ergeht an uns der Ruf: dass es so weiter geht, ist die Katastrophe.

2. Kontexte

Die israelische Dichterin und Komponistin No`omi Shemer schrieb ein Lied, welches einen chassidischen Nigun (Melodie) als Refrain aufgreift. In diesem Nigun – Cheveley Meshiach, hine se ba (hayom) – wird das Bild der Geburtswellen, mit denen das Kommen des Mashiach beschrieben wird, aufgegriffen. Das Lied besingt die Hoffnung, dass es anders weitergehen möge – und die Zuversicht auf das Kommen der messianischen Wehen.

Wenn ich gehe, ohne Woher, ohne Wohin, habe ich auf dem Herzen wie ein Amulett, die ganze Zeit ein kleines Lied: Refrain: Cheveley Meshiach, hine se ba (hayom) – Die Wehen des Meshiach, siehe, es kommt. Die Wehen des Meshiach, siehe, es kommt heute!

Es gibt Menschen, die auf der anderen Seite des Schweigens singen. Sie bewegen ihre Lippen nicht, aber ihre Stimme werden wir doch hören – Cheveley Meshiach...

Es kommt vor, dass ich einen Schlag nach dem anderen bekomme. Wenn es mir schlecht geht und mir bitter ist, singe ich trotzdem immer dieses Lied: Chevelej Meshiach...

Wenn ich zu dem Haus bei den Zypressen gelange, wird jemand mir Wasser geben. Und auch am Ende meiner Kräfte werde ich fortwährend singen: Chevelej Meshiach...

Ernst Bloch erzählt die Geschichte von einem Rabbi: »Und ein anderer Rabbi, ein wirklich kabbalistischer, sagte einmal: Um das Reich des Friedens herzustellen, werden nicht alle Dinge zu zerstören sein und eine ganze neue Welt fängt an; sondern diese Tasse oder jener Strauch oder jener Stein und so alle Dinge sind nur ein wenig zu verrücken. Weil aber dieses Wenige so schwer zu tun und sein Maß so schwierig zu finden ist, können das, was die Welt angeht, nicht die Menschen, sondern dazu kommt der Messias. Dabei hat auch dieser weise Rabbi, mit einem Satz, nicht der krauchenden Entwicklung, sondern durchaus dem Sprung des glücklichen Blicks und der glücklichen Hand das Wort geredet.«

3. Beobachtungen am Text

Die Schreiber des 1. Briefes an die Gemeinde in Thessaloniki, als die in 1,1 Paulus, Timotheus und Silvanus erwähnt sind, schauen in Kapiteln 1-3 des um 50 verfassten und somit frühesten neutestamentlichen Briefes auf eine vorbildliche, sich in ihren Augen in guter Entwicklung befindende Gemeinschaft.

Eine neu gegründete christliche Gemeinde, das ist auf- und anregend und bringt neben Jubel viele Herausforderungen mit sich. Drängend die Fragen nach der Zukunft (Vv.4-5): Wann kommt Christus wieder und wann wird über die Feinde gerichtet werden? Die ersten Gemeindeglieder sterben – sind die schon Verstorbenen bei der Wiederkunft Christi benachteiligt gegenüber den noch Lebenden?

Das sind Fragen einer Minderheit mitten in Thessaloniki, einer makedonischen Großstadt unter römischer Herrschaft am thermäischen Golf, mit florierender Wirtschaft und wachsender Bevölkerung. Eine Stadt, in der Kaiser wie Götter verehrt wurden – in diesem Umfeld ist das Warten auf das Reich Gottes ein Klagen über die Unerlöstheit der Welt und an sich ein subversiver Akt.

Thessaloniki beherbergt da eine Gemeinde, die keine weltliche Macht als Gott anerkennt und denen den Tod wünscht, die Rom unterstützen. Der Predigttext liest sich so als die Sehnsucht einer Minderheit nach Befreiung.

Auffällig zunächst das Vorherrschen von Abgrenzungen und Dualismen, so werden etwa die andern beschrieben, die Frieden und Sicherheit rufen, den Slogan der Pax Romana. Ein bedrohlicher Ruf, Friede und Sicherheit der Mächtigen sind Unfriede und Unsicherheit der Ohnmächtigen. Die Pax Romana war in dieser Zeit ein scheinheiliger Friede – wer nicht die Gottgleichheit des Kaisers anerkannte, wurde mit Waffengewalt unter Roms Herrschaft gebracht. Würden die Frieden und Sicherheit Rufenden vernichtet, so wäre dies der Beginn der Vernichtung eines imperialen Systems und zugleich der Anfang von Befreiung.

Das Neue kommt nicht ohne Zerstörung aus. Mit Beginn des 5. Kapitels ist die Wiederkunft Christi eng verbunden mit dem nahenden Gericht als unentrinnbare, körperlich spürbare Katastrophe. Es »kommt als plötzliches Verderben über sie wie die Wehen über die Schwangere« (V.3) – ein anti-ideologischer Versuch des Festhaltens an Realität. Das notwendige Ende einer Schwangerschaft ist unentrinnbar schmerzreich und es kommt oft schnell. Im Judentum ist sie Motiv für Veränderung, für eine Unterbrechung des Gewohnten und ein Weitergehen des Schöpfungs- und Offenbarungsprozesses. Der Auszug aus der Sklaverei etwa ist die Geburt des freien Volkes, das Kommen des Messias wird mit dem Bild der Geburtswehen beschrieben (»Chevley Meshiach«).

Aber die Schmerzen kommen nur über die andern – über die in Finsternis und nicht über die Kinder des Lichts. Auch wenn die Kritiker/innen der schwarz-weiß-Malerei in uns aufbegehren, so würden, den Dualismus des Textes vorschnell stilistisch und moralisch zu disqualifizieren, ihn bzw. seine Verfasser nicht ernst nehmen. So können wir zwar die humorige Frage stellen, was denn Besonderes daran sei, dass die, die dem Tag gehören, auch Wachende sind.

Der Tag Gottes muss für die Kinder des Lichts in greifbarer Nähe und kaum überraschend sein. Doch die begriffliche und inhaltliche Tautologie nimmt den Versen

nicht ihre ethische Brisanz. V. 1 zeigt: Der Tag Gottes gilt allen Angesprochenen – liebe Brüder und Schwestern! Euch allen gilt Rettung, Gericht und Mahnung. Hier gibt es nicht die in gemütlichem Warten geretteten Einen und die Bedrohung der Anderen – Gerichtsrede trifft, weil sie betrifft.

Sie ist keine Explikation des Entronnenen, sondern unmittelbare Wirklichkeit, keine Negativfolie, sondern Warnsignal: ihr alle in Licht und Finsternis! Die christliche Gemeinde ist bedroht, einerseits durch die Unterdrückermacht Rom und andererseits durch sich selbst – auch die Gemeindeglieder sind nicht die unerschütterlich Guten und Gerechten, auch sie sind vom Gericht bedroht.

Die Rede wäre überflüssig, wenn Schreiber/innen und Leser/innen tatsächlich aufscheinende Sicherheit für unverlierbar hielten.

In der Heiligen Schrift sind die Bilder vom Tag Gottes Bilder von denen, die voller Sehnsucht nach dem guten Leben waren und zugleich um dessen Gefährdung wussten. So verbindet der jom adonaj unverbrüchlich das Zugleich von Gericht und Rettung, Verderben und Bewahrung.

Und immer wieder: Wann wird es sein? Der Tag Gottes kommt wie ein Dieb in der Nacht – Zeit selber wird zu einem theozentrischen Element. Das neutestamentlich häufige Bild ist Metapher für Parusieerwartung – Bedrohung, Verlust und Unvorhersehbarkeit sind assoziiert. Diebe können nur kommen, wenn die Mauern nicht zu hoch und die Türen nicht hundertfach gesichert sind. Kann der Tag Gottes nicht erst zu unserer Wirklichkeit werden, wenn wir nicht allzu verriegelt sind? Der Tag selber kommt im Text aktiv aus der Zukunft auf uns zu – das in der Tradition der Prophetie stehende Beschreiben der Naherwartung macht auf das Ausstehende, zu Empfangende aufmerksam. Vielleicht ist deshalb in V. 8 gerade keine stählerne Ritterbrust, sondern der Brustpanzer des Glaubens anzukleiden und nicht der Soldatenhelm, sondern der Helm der Hoffnung. Die bedrohlichen Mächte der Umwelt machen Schutz erforderlich und zugleich wird deutlich, dass Sicherheitsstreben nicht unberührbar machen darf.

4. Homiletische Entscheidungen

Ist alltagssprachlich und auch alltagstheologisch die Frage nach dem Jüngsten Gericht meist mit anthropozentrischer Zielrichtung bedacht, so ist der biblische Befund eine heilsame Eindämmung dieser Hybris. Der Tag Gottes (genitivus subjectivus) ist ein Tag, an dem es nicht in erster Linie um das Gericht über den Menschen geht, sondern um Gott selbst. Der Tag Gottes irritiert und ver-rückt unsere Räume, Zeiten und Gewalten – Gottes Tag ruft in Gottes-Dienst und im Gottesdienst scheint die heilsame Unterbrechung unserer eigenen Maßstäbe und Setzungen auf. So muss keine Predigerin zum Predigtbeginn ihre Scheu vor forensischer Sprache ausdrücken, sondern darf fröhlich und demütig vom Gericht Gottes sprechen.

Am Tag Gottes überwindet Gott selbst das Unrecht der Welt. In den biblischen Texten wird Heilsames erst im Horizont gegenwärtiger Versehrtheit präsent. Ihre Verfasser/innen wissen um die verwüstete Welt und verweigern einen für sie blinden Gott. Nur in der Gerichtsrede kann die Menschenfreundlichkeit Gottes mehr meinen als einen Sahnetortenzauber. Die Predigerin darf also fröhlich und demütig von einem

Gott sprechen, der das Unrecht der Welt sieht und dennoch und gerade deswegen an ihr festhält.

Gerade das Predigen am 9. November darf sich dem vorschnellen Verkündigen der Allversöhnung verweigern. Es muss nicht angesichts der Erinnerung der Katastrophe so tun, als blieben Gott und Gottesdienst unberührt davon, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein soll. So kann auch die Angst, im Gedenken an die Novemberpogrome von einem strafenden Gott predigen zu müssen, dem Prediger genommen werden. Wenn Gott richtet, dann zielt er – am Ende des Tages – nicht auf den bestraften Menschen. Vielmehr hört er selber seine eigene Gerichtsrede und kämpft darum, das Unrecht zu verschlucken und nicht selber in dessen Schlund zu fallen. Der Prediger darf also zaghaft und leise vom Gericht Gottes sprechen. Ahnend, dass Gott im Gericht mit sich und seiner Schöpfung ringt.

Im Kontext der Gerichtsrede sind die christlichen Zerrbilder jüdischer Gesetzlichkeit aufzurufen, die nicht nur 1938 zum Verbrennen der Tora-Rollen führten. Eine Predigt an diesem Tag muss die Frage nach der Bedingung von Heil und Heilsamen bedenken.

Das nomistische Verständnis des Glaubens selber als protestantischen Irrtum herausgestellt zu haben, ist einer der großen Verdienste Friedrich Wilhelm Marquardts. Er verweist auf Gottes Gebote als Sehnsuchtsäußerungen, so sind wir ins Tun gerufen. Gott verlangt nicht von uns, sondern nach uns, danach, dass Er sich an uns als Gott bewähren kann – wenn wir mit seiner Tora leben. Der Prediger darf in der Predigt von diesem sehnsüchtigen Gott sprechen, der sich in seinen Weisungen offenbart.

Gollwitzer fragte wenige Tage nach den brutalen Novemberaussschreitungen, ob uns nicht allen der Mund gestopft sei an diesem Tage. »Können wir heute noch etwas anderes als nur schweigen?« Und er redete. Schweigen muss nicht in Sprachlosigkeit führen und Sprachlosigkeit nicht in Schweigen. Eine bestohlene Predigt braucht nicht dort Rettung zu verheißen, wo keine in Sicht ist. Aber sie kann, gerade in der Rede vom Gericht, die Sehnsucht danach wachhalten, dass das, was ist, nicht alles ist. Und nur wenn was ist, nicht alles ist, kann das, was ist, sich ändern. So sind wir befreit zum Tun, zu widerständiger Praxis gegen den Tod. Wir dürfen mit Herz, Hand und Mund an einer Welt festhalten, die eine Welt der Freudenströme und nicht der Jammertäler sein soll und wird. Wir dürfen uns hinwenden zu Gott und der und dem Nächsten, jeden Tag und immer wieder neu.

Literatur

Benjamin, Walter: Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus. In: ders.: Gesammelte Schriften. Bdl/2. Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main 1990. S. 509-690, hier S. 683.

Bloch, Ernst: Spuren. Frankfurt 1980, S. 201 f.

Crüsemann, Marlene: Die pseudepigraphen Briefe an die Gemeinde in Thessaloniki: Studien zu ihrer Abfassung und zur jüdisch-christlichen Sozialgeschichte. BWANT. Stuttgart 2010.

Ebach, Jürgen: Weil das, was ist, nicht alles ist. Utopie in der Bibel (und ihrer Lektüre). Vortrag Lüneburg 2008.

www.viaduk.de/fileadmin/userfiles/users/17/Theologisches_Forum_Vortrag_Prof_Ebach_3.3.08.pdf

Gollwitzer, Helmut: Zuspruch und Anspruch. Predigten, München 1954, S. 36ff.

Holtz, Traugott: Der erste Brief an die Thessalonicher. Zürich 1986.

Marquardt, Friedrich-Wilhelm: Auf einem Schul-Weg. Kleinere christlich-jüdische Lerneinheiten. Berlin 1999.

Petuchowski, Jakob J.: »Es lehrten unsere Meister...« Rabbinische Geschichten. Freiburg 1979.

Wendebourg, Nicola: Der Tag des Herrn. Zur Gerichtserwartung im Neuen Testament auf ihrem alttestamentlichen und frühjüdischen Hintergrund. Neukirchen-Vluyn 2003.

Liedtext von Noomi Shemer: <http://shironet.mako.co.il/html/indexes/performers>

Video: www.youtube.com/watch?v=71Oxd061t3U

Gekürzter Nachdruck aus: »Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext«, Verlag: Studium in Israel, 91629 Weihenzell